

Oben ist, wer oben war

Vom Maschinenbauschlosser zum Millionär: Geschichten wie jene von Hans Krapf werden in Zukunft Mangelware sein. Denn: Der soziale Aufzug ist außer Betrieb.

Am Anfang war der jugendliche Leichtsinn. Na gut, vielleicht nicht mehr ganz so jugendlich, aber immerhin. Hans Krapf war 27 Jahre alt, als er im Jahre 1979 in einem alten Keller in Kollmann seine erste Duschkabine zeichnete und baute. Ein Jahr später war seine Firma Duka geboren und beschäftigte bereits die ersten drei Mitarbeiter.

Die Vision des Jungspundes von damals stellte sich als Sechser im Lotto heraus. Heute beschäftigt Krapfs Unternehmensgruppe Haka rund 300 Mitarbeiter und erzielt einen jährlichen Umsatz von 80 Millionen Euro.

Wie es der „Duka-Häns“ so weit geschafft hat? Durchhaltevermögen, Fleiß und eine Prise Wahnsinn. „Unternehmer zu sein“, sagt er, „bedeutet 24 Stunden an einem Produkt zu arbeiten, das man liebt. Deine Freizeit wird praktisch auf null gestellt.“ Doch Hans Krapf bereut seinen Entscheidungsmut von jenem Novembertag 1979 kein bisschen.

Geschichten von Selfmade-Menschen wie Krapf werden in Zukunft seltener werden. Der Grund dafür: Die soziale Mobilität ist festgefroren. Ein Aufstieg ist in den letzten Jahren beinahe unmöglich geworden. Der soziale Fahrstuhl scheint außer Betrieb.

Der amerikanische Traum – vom Tellerwäscher zum Millionär – ist heute mehr Mythos als Realität. Immer öfter würde bereits die Geburt über den sozialen Status und Erfolg des Sprösslings entscheiden. Nur mehr 35 Prozent der Südtiroler glauben, die eigenen Fähigkeiten und Talente seien ausschlaggebend für Erfolg. Umso mehr zählt die gesellschaftliche Positionierung der Familie, sowie deren Bekanntschaften. Vitamin B also.

Szenarien wie diese geben dem Direktor des **Arbeitsförderungsinstitutes Afi, Stefan Perini**, Grund zur Sorge. „Fakt ist, dass Kinder von wohlhabenden Personen eher dazu angeregt werden, ihre Mög-



Seine erste Duschkabine baute Hans Krapf in einem Keller in Kollmann. „Warum nicht?“, dachte sich der damals 27-Jährige. Seinen Entscheidungsmut hat Krapf nie bereut.

lichkeiten wahrzunehmen. Sprich, sie erhalten eher Zugang zu einer Eliteschule, knüpfen in ihrer Freizeit leichter bedeutende Kontakte und bauen sich in ihrer Jugend schon ein Netzwerk auf, das ihre spätere Karriere beeinflusst.“

Italien ist das Land der vererbten Möglichkeiten. In keinem anderen europäischen Staat ist die familiäre Situation so bedeutend für den Werdegang der Jugend als hierzulande. Ist der Vater Arzt, so wird der Sohnemann mit hoher Wahrscheinlichkeit denselben Beruf erlernen. Oder zumindest eine elitäre Ausbildung machen, um dem Standard der Familie gerecht zu werden.

In Südtirol ist die Situation ähnlich. Hier dominieren vor allem die traditionellen Denkmuster und tragen so zum Schrumpfen der sozialen Mobilität bei.

Afi-Direktor Perini erkennt darin die Kehrseite des *Traditionslandes Südtirol*: „So schön es auch ist, Traditionsbetriebe zu haben, die in der Hand der Familie bleiben, so problematisch ist es für jene, die nicht aus einer wohlhabenden Familie kommen und gegen diesen Vorsprung ankämpfen müssen.“

Noch lässt sich das Defizit an Möglichkeiten anhand von Studien nicht schriftlich darstellen, doch beim Afi spricht man von einem „weit gediehenen Verdacht“.

„Sozialen Neid wahrnehmen“

Rolanda Tschugguel, Leiterin der Bildungsförderung, über die Notwendigkeit von durchlässigen Ausbildungschancen und die Hartnäckigkeit kultureller Unterschiede.

ff: 37 Prozent der Arbeitnehmer sind laut dem Afi-Barometer von 2015 der Meinung, dass eine gute Schulausbildung nötig ist, um in Südtirol die Nase vorne zu haben.

Rolanda Tschugguel: Eine abgeschlossene theoretische Schul- oder praktische Berufsausbildung, dem kann ich nur zustimmen, ja.

27 Prozent hingegen glauben, es würde nur Glück brauchen. Weitere 24 Prozent meinen, man muss die richtigen Leute kennen. Haben die Südtiroler den Glauben an die Bildung verloren?

Natürlich braucht es im richtigen Moment auch Glück. Wichtig ist aber, dass wir stabile Rahmenbedingungen für alle schaffen, damit jeder eine solide Grundausbildung machen kann, und somit, falls dieses Glück nicht eintritt, von der Basis aufgefangen werden kann.

Bildungsförderung contra soziale Ungerechtigkeit: Funktioniert das?

Wir erleben vor allem Szenen von sozialem Neid. Fragen, warum dem einen ein Stipendium zusteht und dem anderen nicht. Dieser Neid muss unbedingt wahrgenommen werden. Denn die wachsende Ungleichheit und deshalb auch die Unzufriedenheit geht über den Bereich Bildung hinaus und stellt eine Gefahr für die gesamte Demokratie dar.

Könnte die Bildungsförderung in Südtirol mehr tun, um soziale Ungerechtigkeit abzubauen?

Es könnte immer noch mehr getan werden, aber das betrifft nicht nur die Abteilung der Bildungsförderung. Primär versuchen wir für jeden Schüler und Studenten dieselben



Foto: Alexandra Aber

„Informieren ja – bewusst lenken nein!“ Rolanda Tschugguel leitet seit eineinhalb Jahren die Abteilung Bildungsförderung des Landes.

Startbedingungen für seine schulische Karriere zu schaffen.

Also gleiche Chancen für alle?

Was die Finanz- und Beratungsleistungen betrifft, ja. Südtirol kann im Vergleich zu anderen Provinzen Italiens viel Geld für Stipendien ausgeben. Was wir aber nicht können, ist den Jugendlichen arbeitsmarktorientierte Entscheidungen aufzwingen oder ihre Meinung bewusst steuern. Auch gegen kulturelle Unterschiede in der Berufs- und Schulwahl gibt es kein Mittel.

Und die wären?

Wenn zum Beispiel eine Familie mit einem Mädchen zur Berufsberatung kommt, dessen Wunsch es ist, Mechanikerin zu werden, die Mutter diesen aber nicht unterstützt, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass dieses Mädchen effektiv Mechanikerin wird. Unterschiede zwischen Stadt und Land, deutscher und italienischer Bevölkerung oder zwischen den klassischen Männer- und Frauenberufen sind hartnäckig und schwer abzubauen. Da können wir auch nicht Wunder wirken. Wir können Schüler und Studenten in ihrer Berufs- und Schulwahl nur informativ unterstützen.

Haben Abschlüsse wie die Matura, die einst ein großes Ansehen genossen, ihren Wert verloren?

Nein, so würde ich es nicht sagen. Wir müssen von den Vorstellungen eines besseren oder schlechteren Abschlusses wegkommen. Was es heute braucht, ist eine Berufs- oder Schulausbildung, die durchlässig ist und auf die man aufbauen kann.

Das heißt?

Eine Ausbildung, die auch die Chance bietet, beispielsweise in einer Berufsfachschule eine Matura zu machen und somit eine potenzielle Vielfalt an Möglichkeiten eröffnet. Der Arbeitsmarkt und die Gesellschaft haben sich verändert, sie sind nicht mehr so linear wie einst. Die Bildungsförderung muss sich dem anpassen. ■

Stefanie Unterthiner

„Eine Panne im sozialen Aufzug? Überlegungen zur sozialen Mobilität.“ Das spannende Thema wird bei einer Afi-Tagung behandelt. Referenten sind unter anderem Rolanda Tschugguel, Stefani Scherer, Antonio Schizzerotto und Franco Russo. Ort: Pastoralzentrum Bozen. Zeit: 20.10., ab 8:45 Uhr.

Ist das Prinzip der Chancengleichheit also zur Utopie geworden?

Nach dem zweiten Weltkrieg war die soziale Mobilität so hoch wie nie. Der wirtschaftliche Aufschwung, steigende Vollzeitbeschäftigungen, starke Lohnsteigerungen sowie die Bildungsexpansion führten zu einer bisher unbekanntem Euphorie. Für die zwischen 1940 und 1960 Geborenen gab es somit nur eine Richtung: aufwärts. Die Generation Wirtschaftswunder also. Hans Krapf, Baujahr 1952, ist ein Paradebeispiel.

Jene, die nach 1960 geboren wurden, sind vermehrt dem Risiko ausgesetzt, im Vergleich zu ihrem Elternhaus sozial abzustiegen. Am oft gesagten „Unsere Kinder werden es besser haben als wir“ ist somit nicht mehr viel dran.

Schlüsselfaktor Bildung? In Deutschland veröffentlichte das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) jüngst den Verteilungsbericht 2016. In einem Vergleich wird hier die soziale Mobilität Deutschlands nach der Wende mit jener von 2009 bis 2013 gegenüber gestellt.

Das Ergebnis: Die soziale Mobilität hat stark abgenommen. Tendenz sinkend.

Was die Absteiger betrifft, so zeichnet der Bericht ein klares Profil: niedrig gebildet, geringfügig beschäftigt oder arbeitslos. Mehr als 63 Prozent der Deutschen, die arm bleiben, haben maximal einen Hauptschulabschluss. Hingegen knapp 60 Prozent jener, die aus der Mittelschicht zu den Wohlhabenden aufsteigen, haben Abitur. Fast jeder Zweite einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss. Wer lernt, gewinnt.

In Südtirol rühmt man sich gerne damit, der Abteilung Bildungsförderung das nötige Maß an Aufmerksamkeit zu schenken. Oder besser, die nötige finanzielle Unterstützung. Rund 60 Millionen Euro standen im vergangenen Landeshaushalt den Schülern und Studenten zu. Vom Bücherscheck bis hin zum Schülertransport und dem klassischen Stipendium – ein Rundum-sorglos-Paket also.

Nichtsdestotrotz bleiben Unterschiede bestehen, gegen die alles Geld der Welt machtlos ist. Für Rolanda Tschugguel, Geschäftsführerin der Abteilung Bildungsförderung, sind es die „kulturellen Un-

terschiede“: Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen deutscher und italienischer Bevölkerung, zwischen den Geschlechtsstereotypen. Man könne dagegen zwar sensibilisieren, aber nicht steuern.

Armutsfalle Südtirol. Keine soziale Durchlässigkeit bedeutet gleichzeitig auch ein Festschreiben des sozialen Status. Wer einmal unten ist, wird dort auch bleiben. Die Einkommensverteilung hat sich verfestigt und mit ihr auch die Not in Südtirol. Wohlfahrtsstaat hin oder her.

Die Anzahl der Südtiroler, die unter der Armutsgrenze leben, ist seit Jahren stabil. 2003 galten 16,6 Prozent als armutsgefährdet. 2008 waren es 17,9 Prozent. 2013 waren es mit 16,6 Prozent wieder gleich viele wie zehn Jahre zuvor. Die Konstante in diesen Zahlen unterstreicht einmal mehr die fehlende Möglichkeit, sich aus der Armut zu befreien und sozial aufzusteigen.

Armut macht krank, einsam und ohnmächtig. Das weiß man auch bei der Caritas. Rund 1.330 Menschen haben sich im vergangenen Jahr an die Schuldnerberatung der Caritas gewandt. Jährlich kommen ungefähr 600 Betroffene neu hinzu. Durch Beratung will man versuchen, sie aus der Schuldenfalle zu befreien.

Schwerwiegenden Fällen wird eine Summe von 600 Euro pro Monat zugesichert. Doch damit muss alles abgedeckt werden. Von der Stromrechnung bis hin zum Teller Nudel und dem Ticket für den Bus. Stefan Plaikner von der Schuldnerberatung der Caritas steht dem kritisch gegenüber: „Das Lebensminimum ist gegeben. Aber ein Aufstieg auf der Leiter des sozialen Wohlstandes ist unmöglich.“

Je länger eine Armutssituation andauert, desto mehr macht sie sich im Alltag bemerkbar. Die gesellschaftliche Teilhabe bleibt verwehrt. Atypische Beschäftigungsformen, wie eine unfreiwillige Teilzeit, werden zum Dauerzustand. Die Betroffenen werden an den Rand der Gesellschaft gedrängt.

Vom Untergang der sozialen Mobilität profitiert nur eine Schicht: die obere. Sie bleibt konkurrenzlos, niemand macht ihr etwas streitig. Das Vermögen bleibt in ihren Händen. Ein Teufelskreis beginnt. Oben ist, wer oben war. ■

Stefanie Unterthiner

Oben ist, wer oben war

Ein Machtvollkommenheit zum Maßstab. Geschichten von dem, was hochsteht, werden in Deutschland immer mehr. Die soziale Mobilität ist nicht selbst.

Als ich in der vergangenen Woche in die Redaktion kam, wurde ich von einem Kollegen begrüßt, den ich nicht kannte. Er hatte sich gerade von der Arbeit zurückgemeldet. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. Er sagte, es sei gut. Ich fragte ihn, was er gemacht habe. Er sagte, er habe sich um die Arbeit gekümmert. Ich fragte ihn, ob er noch in der Redaktion sei. Er sagte, ja. Ich fragte ihn, ob er noch in der Redaktion sei. Er sagte, ja.

Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.

Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.



„Sozialen Neid wahrnehmen“

Ständig Schmutz, Lärm und die Unmöglichkeit, über die Notwendigkeit von Änderungen Aufklärung zu leisten und die Verantwortung dafür zu übernehmen.

Als ich in der vergangenen Woche in die Redaktion kam, wurde ich von einem Kollegen begrüßt, den ich nicht kannte. Er hatte sich gerade von der Arbeit zurückgemeldet. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. Er sagte, es sei gut. Ich fragte ihn, was er gemacht habe. Er sagte, er habe sich um die Arbeit gekümmert. Ich fragte ihn, ob er noch in der Redaktion sei. Er sagte, ja. Ich fragte ihn, ob er noch in der Redaktion sei. Er sagte, ja.

Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.



Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.

Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.

Die soziale Mobilität ist nicht selbst. Sie ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt. Er ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg entwickelt.